

### Mit Goffman im Kleingarten

Hoebel, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Hoebel, T. (2022). Mit Goffman im Kleingarten. *Mittelweg* 36, 31(3), 109-115. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-92985-6>

**Nutzungsbedingungen:**

*Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:*  
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

**Terms of use:**

*This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see:*  
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Ortstermin

# Mit Goffman im Kleingarten

Thomas Hoebel

Manchmal gibt es diese merkwürdigen Momente im Leben eines Wissenschaftlers, die rückblickend wie glückliche Zufälle erscheinen. So auch an diesem Tag im vergangenen Winter. Morgens hatte ich wieder einmal in Erving Goffmans Buch *Wir alle spielen Theater* gelesen,<sup>1</sup> weil mir für eine Rezension noch das passende »Pack-Ende« fehlte, wie man im Westfälischen sagt,<sup>2</sup> und ich es hier zu finden hoffte. Mittags saß ich auf dem Fahrrad und fuhr an einigen Kleingartensiedlungen vorbei.

Zwischen Lünen und Dortmund, wo ich unterwegs war, ist es geradezu unmöglich, nicht an einer dieser Kolonien vorbeizukommen. Sie prägen das Landschaftsbild gerade dort, wo Ortschaften in offene Wiesen und Felder übergehen oder das oftmals dichte Geflecht aus Straßen, Schienen und Kanälen noch etwas Platz gelassen hat, einige Gärten anzulegen. Für gewöhnlich regulieren schmiedeeiserne Tore den Zugang und mannshohe Hecken den Blick. Wer jedoch durch die Siedlungen schlendert – Fahrradfahren ist nicht gern gesehen oder gleich ganz verboten –, bekommt nicht nur die üblichen Lauben, Nutzbeete und Rasenflächen zu sehen, auf denen nicht selten das ein oder andere Klettergerüst steht und dieses und jenes Spielzeug verstreut liegt. Je nach Jahres- und Tageszeit kann man entweder die diversen Tätigkeiten,

die der Garten, seine Zierde und seine Erzeugnisse erfordern, oder das Beieinandersein der Leute beobachten. Hier wird geschnitten, dort gemäht, da gepflanzt und drüben gegossen; oder die Menschen sitzen zusammen und es liegt der Geruch nach Gegrilltem in der Luft.

Seit dieser winterlichen Radtour beschäftigt mich die Frage, ob Goffman wohl ein grundsätzlich anderes Buch geschrieben hätte, wäre er für die Feldforschung, auf der seine bahnbrechende Studie beruhte, nicht auf die Shetlandinseln aufgebrochen, sondern zu einer Schrebergartenkolonie im nördlichen Ruhrgebiet.

Manche werden *Wir alle spielen Theater* kennen. Das Interesse an diesem soziologischen Werk war groß und anhaltend, die Auflagenzahlen sind hoch, nicht selten ist das Buch, das im Original erstmals 1956 als *The Presentation of Self in Everyday Life* erschien,<sup>3</sup> Lektüre für Oberstufenschüler:innen und Studienanfänger:innen. Goffman, der in diesem Jahr hundert geworden wäre, entwarf darin einen »dramaturgischen Ansatz«, um zu untersuchen, wie Menschen einander in ihren Alltagsvollzügen begegnen. Der deutschsprachige Titel ist Programm: Goffman bediente sich exzessiv eines Vokabulars, das in den darstellenden Künsten gebräuchlich ist. Einzelne präsentieren sich einander in »Rollen«, mit denen sie sich

- 1 Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater*. Die Selbstdarstellung im Alltag, übers. von Peter Weber-Schäfer, München/Zürich 2003.
- 2 Es hat dann doch geklappt: Thomas Hoebel, »Einzelbesprechung: Hans Joas / Steffen Mau (Hg.), Lehrbuch der Soziologie. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Frankfurt am Main / New York: Campus 2020, 992 S., gb., 49,95 €«, in: *Soziologische Revue* 44 (2021), 4, S. 616–621.
- 3 Erving Goffman, *The Presentation of Self in Everyday Life*, Edinburgh 1956; gebräuchlicher ist allerdings die Ausgabe, die 1959 bei Anchor Books erschien.

mehr oder weniger identifizieren; sie bilden mit- und gegeneinander »Ensembles«, in denen sie bestimmte »Darstellungen« füreinander und gegenüber einem »Publikum« pflegen. Auf diese Weise gestalten sie »gesellschaftliche Einrichtungen«, wie es in der deutschen Übersetzung etwas umständlich heißt. Diese Einrichtungen – alltägliche Beispiele reichen von Arztpraxen über Schulen bis hin zu zoologischen Gärten – sind durch spezifische Performances geprägt und haben oftmals einen gut einsehbaren Bereich, die »Vorderbühne«, und eine Region, den die Beteiligten vor äußeren Zugriffen schützen, die »Hinterbühne«.

Wie aber hätte Goffman die »Selbstdarstellung im Alltag« beschrieben, wäre er statt auf die Shetlandinseln zu den Kleingärten im Ruhrgebiet gefahren? Die Frage mag seriös nicht zu beantworten sein. Sie ist jedoch inspirierend, will man sich mit Kleingärten befassen, die für unzählige Menschen selbstverständliche Orte sind, an denen sie ihre Freizeit verbringen, die sie im Wortsinn hegen und pflegen – und von denen sie selbst geprägt sind.

Im Garten hinter unserem Haus – der allerdings kein Kleingarten ist, sondern laut Bundeskleingartengesetz (BKleingG) vom 1. April 1983, § 1, Abs. 2, S. 1, ein sogenannter Eigentümergearten – steht leicht erhöht zwischen Stauden, Blumen und Bodendeckern ein Gartenzweig, natürlich mit roter Mütze sowie mit einem leicht ironischen Gesichtsausdruck; ein Erinnerungsstück aus der Kindheit meiner Frau. Er »gehörte« ihr schon im Schrebergarten ihrer Großeltern. Als die Großmutter starb, zog er ganz selbstverständlich zu uns. Jeder Protest erschien mir zwecklos, da »ihr Gartenzweig« gewissermaßen die zahlreichen Geschichten symbolisiert, die immer wieder erzählt werden, wenn die jüngere Generation der Familie zusammensitzt: Erzäh-

lungen darüber, dass viele Wochenenden im Kleingarten verbracht wurden, wo es immer etwas zu tun gab; dass (nur) die Oma in der Erntezeit kaum schlief, weil sie nächstelang Erbsen »döppte« (für Nicht-Westfal:innen aus ihren Schalen befreite) und Bohnen schnippelte, Marmelade kochte sowie ganze Batterien von Weckgläsern mit den Erzeugnissen der eigenen Parzelle füllte und einmachte, die dann über den Winter hinweg nach und nach verzehrt wurden; dass der Opa einen großen runden Tisch mit einem Grill in der Mitte gebaut hatte, an dem die ganze Familie inklusive Besuch oftmals bis tief in die Nacht saß, bevor es dann nach Hause ging. Im Kleingarten zu übernachten war laut Satzung der Anlage, an dessen äußerstem Rand er sich befand, strengstens untersagt. Auch wenn die kleine Laube, die man dort besaß, ausreichend Platz geboten hätte.

Wer über Kleingärten schreibt, schreibt jedoch nicht nur über Kindheitserinnerungen, Vereinssatzungen und Geschlechterrollen, wie sie beispielsweise die Großeltern verkörperten, sondern zugleich auch über Städte. Kleingärten sind urbane Phänomene, Erscheinungen der Moderne. Sie entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in einer Zeit rapider Verstädterung, und erlaubten vielen Haushalten nicht nur die dringend nötige Selbstversorgung mit Lebensmitteln, sondern auch, sich von den leiblichen Anforderungen des Großstadtlebens zu erholen, die Georg Simmel schon früh in einem brillanten Essay beschrieb.<sup>4</sup> Statt urbaner Reizüberflutung bieten Kleingärten Übersichtlichkeit, anstelle flüchtiger Begegnungen den beständigen Kontakt. So finden sich Kleingärten (und ganze Anlagen) nicht nur im nördlichen Ruhrgebiet, sondern praktisch in allen größeren Städten, auch wenn sie das Stadtbild aufgrund ihrer Lage oftmals gar nicht übermäßig

4 Georg Simmel, »Die Großstädte und das Geistesleben«, in: ders., *Gesamtausgabe*, hrsg. von Otthein Rammstedt, Bd. 7: *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, hrsg. von Rüdiger Kramme / Angela Rammstedt / Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1995, S. 116–131.



Gartenlaube in einem Schrebergarten in Wanne-Eickel, Nordrhein-Westfalen.

prägen.<sup>5</sup> Eher selten liegen sie in Innenstädten, die meisten findet man in äußeren Stadtbezirken oder gleich ganz am Stadtrand – dort, wo sie noch an Strom, Wasser und Abwasser angebunden sind.<sup>6</sup> Und während sich die Städte in ihrem äußerlichen Erscheinungsbild durchaus unterscheiden – in Flensburg sehen die Häuser anders aus als in Marl oder Aschaffenburg –, lässt sich das für Kleingärten nicht in gleicher Weise behaupten. Die bauliche Gestaltung ist überall recht ähnlich, regionale Spezifika finden sich eher in den Details: bei den Gemüse- und Obstsorten, die mancherorts besser gedeihen als andernorts, in der Art und Weise, wie die Lauben geschmückt

sind, mit Blick auf die Getränke und Speisen, die nach getaner Arbeit auf den Tisch kommen. Zwerg, Zaun, Zierrasen.

Darin liegt womöglich die zentrale Differenz zu den Shetlandinseln, auf denen Goffman sich zwischen 1949 und 1951 aufhielt: die städtische Ökologie des Kleingartenlebens im Unterschied zu den kargen, windumtosten Hügeln, wo sich Atlantik und Nordsee treffen. Wenn wir allerdings bedenken, dass sich Goffman besonders mit einer Kleinpächtergemeinschaft auf einer der Inseln befasste, die Subsistenzwirtschaft betrieb (jede Familie für sich, aber mit hohem Nachbarschaftssinn und regelmäßigen Zusammenkünften),<sup>7</sup> dann liest sich *Wir*

5 Sabine Verk, *Laubenleben*. Eine Untersuchung zum Gestaltungs-, Gemeinschafts- und Umweltverhalten von Kleingärtnern, Münster 1994, S. 4.

6 Brigitte Adam, »Gärtnern in der Stadt«, in: *Stadtforschung und Statistik*. Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker 34 (2021), 2, S. 33–43, hier S. 35.

7 Goffman, *Wir alle spielen Theater*, S. 4. Lesenswert ist dazu vor allem das Manuskript der Doktorarbeit Goffmans, auf der das Buch aufbaut; ders., *Communication Conduct an Island Community*. Dissertation, Chicago, IL 1953. Hier geht er detailliert auf sein Untersuchungsfeld ein, wesentlich detaillierter als in der späteren Monografie. Die Dissertation ist im Erving Goffman Archive (ECA) frei verfügbar; online unter: <http://cdclv.unlv.edu/ega/> [9. 3. 2022].

alle spielen Theater durchaus so, als bildeten Beobachtungen in Kleingärtenanlagen die empirische Ausgangsbasis der Studie. Das betrifft vor allem die Passagen im Kapitel »Ort und ortsbestimmtes Verhalten« über eine vergleichsweise geringe Kontrolle von »Hinterbühnen«, also denjenigen Bereichen, die es Menschen durch Sichtschranken und Zugangskontrollen ermöglichen, »sich gegen die deterministischen Ansprüche abzupuffern, von denen man umgeben ist«. <sup>8</sup> So gesehen stellen Kleingärten nicht allein gärtnerisches Können zur Schau, sondern auch die Bereitschaft und die Fähigkeit, sich den üblichen Gepflogenheiten des Kleingärtners zu unterwerfen. Nur wenige Bereiche der Parzellen sind den prüfenden Blicken Außenstehender (der mehr oder weniger unmittelbaren Nachbarinnen und Nachbarn) entzogen; meist nur die kleinen Laubenhäuschen »in einfacher Ausführung« und »mit höchstens 24 Quadratmetern Grundfläche einschließlich überdachtem Freisitz«, wie das BKleingG in §3, Abs. 2 penibel regelt. Als eigentümliche »Territorien des Selbst«, um einen weiteren Goffman-Text zu zitieren, <sup>9</sup> sind Kleingärten zwar durch Zäune und Hecken vor unliebsamen Invasionen geschützt. Da diese Grensvorrichtungen jedoch oftmals – geregelt in Vereinssatzungen oder Kleingartenordnungen – nur eine bestimmte Höhe haben dürfen, können zumindest erwachsene Personen leicht »Einblick nehmen«. Was sie dann zu sehen bekommen, hat jedoch nur selten etwas mit den Stereotypen von »Kleingärtnern an sich« zu tun, die »kleinkariert und kleingeistig« seien und sich »gemäß ihres beschränkten Horizontes [...] als typische Anpasser mit Wohlbehagen in die strenge Reglementierung ihrer Satzungsordnung« fügten, »ohne die sie gar nicht

wüßten, was sie tun sollten«. <sup>10</sup> Sicher, der Dreiklang Zwerg–Zaun–Zierrasen prägt die ein oder andere Parzelle. Stereotype über Kleingärten sagen aber womöglich mehr über diejenigen aus, die sie äußern, als über die Menschen, die sich tatsächlich gärtnerisch engagieren. Es gibt eigentlich fast immer etwas zu tun. Selbst wenn rund um den Jahreswechsel das Pflanzenwachstum praktisch zum Erliegen kommt, warten im Geräteschuppen diejenigen Aufräumarbeiten, für die im Laufe des Gartenjahres kaum Zeit war. Denn schließlich mussten im Frühjahr Bäume und Sträucher beschnitten, das Unkraut gejätet und der Boden bestellt sowie gepflanzt und gesät werden. Der Kompost freut sich in dieser Zeit, während im Sommer dann mit Gartenschlauch und Gießkanne daran gearbeitet wird, dass das Gepflanzte auch die trockenen und heißen Tage übersteht. Schließlich soll im Spätsommer und Herbst eine reiche Ernte warten, bevor die Parzelle winterfest und sturmsicher gemacht werden muss.

Klar, nicht nur der Wechsel der Jahreszeiten, sondern auch die vergleichsweise hohe soziale Regulation der Gartengestaltung beschränkt dabei unbestreitbar die Chancen ungebremster individueller Selbstdarstellung, die so manche für Selbstverwirklichung halten. Doch wer gerade sommers durch die Kolonien streift, dürfte beeindruckt sein, wie fantasie-, liebe- und geschmackvoll die einzelnen Gartenstücke oftmals gestaltet sind. Keines ist wie das andere (und natürlich lässt sich über die jeweilige Geschmacksfülle trefflich streiten). Wer ihre Pächter auf Satzungsfolgsamkeitsautomaten reduziert, bleibt blind für diese Variation und die Vielfalt individueller Aneignungen der Parzellen. Da ist ein Zaun auch mal in einem kräftigen

<sup>8</sup> Goffman, *Wir alle spielen Theater*, S. 106.

<sup>9</sup> Erving Goffman, »Die Territorien des Selbst«, in: ders., *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*, übers. von Renate und Rolf Wiggershaus, Frankfurt am Main 2007, S. 54–96.

<sup>10</sup> So eine unbekannte Autorin in der Stadtilustrierten »Points« für Krefeld, Neuss und Mönchengladbach (1991), 4; zit. nach Verk, *Laubenleben*, S. 1.



Eine Kleingartensiedlung im Ruhrgebiet aus der Vogelperspektive, aufgenommen im Mai 2021.

Orange gestrichen. Oder die schon hoch gewachsene Palme ersetzt die Mallorca-Reise. Oder das Klettergerüst ist eigentlich ein Piratenschiff.

Aneignung ist letztlich das zentrale Stichwort, um Kleingärten als soziale Orte zu begreifen, ihr »tieferes Wesen«, falls es denn ein solches gibt. Allein wo sich nicht überall Schrebergärten finden! In seiner modernen Robinsonade *Die Betoninsel*<sup>11</sup> lässt J. G. Ballard den jungen und wohlhabenden Architekten Robert Maitland mit seinem Jaguar in ein unwirtliches und unzugängliches, durch zwei hohe Dämme

und einen Maschendrahtzaun abgeschotetetes Gebiet zwischen drei Autobahnen in London abstürzen. Es gelingt ihm nicht, das Areal zu verlassen. Bei einem Versuch, eine der Autobahnen zu überqueren, erfasst ihn ein Wagen. Maitland fällt verletzt die Böschung zurück, die er zuvor mühsam erklimmen hatte. So beginnt er nach einiger Zeit, die »Insel« zu erkunden. Er stößt auf alte Fundamente, einen verlassenen Friedhof und jede Menge Müll. Die Szene ist ein Sinnbild dafür, dass »Infrastrukturen isolieren, vergiften, enteignen und immobilisieren, im Gegensatz zu den allgemeineren

<sup>11</sup> James G. Ballard, *Betoninsel*. Roman, übers. von Herbert Genzmer, Frankfurt am Main 1992.

infrastrukturellen Tropen der Konnektivität und Mobilität«. <sup>12</sup> Das wäre Maitland im nördlichen Ruhrgebiet nicht passiert! Klar, auch hier gibt es Betoninseln. Aber sie wären üblicherweise nicht unwirtlich, sondern gäben im Zweifel noch Platz für ein paar gepflegte Gartenparzellen. Wurst auf'n Grill, Pülleken Bier inne Hand (halber Liter natürlich): In den Kleingartenanlagen des Ruhrgebiets wäre es Maitland gut ergangen, denke ich.

Aneignung meint jedoch nicht nur – Stichwort Kolonie – die schiere (und jahrzehntelange) Landnahme an durchaus unwahrscheinlichen Orten, im Schatten von Bahndämmen oder Autobahnzubringern, eingezwängt zwischen Industrie und Abwasserkanal. Sie reicht vom leiblichen Erwerb von Fertigkeiten und Kenntnissen, einen Kleingarten tatsächlich bewirtschaften zu können, über subkulturelle Nutzungsformen (als ein Treffpunkt für Menschen gleicher Interessen, die sonst womöglich keinen anderen Ort für ihre Zusammenkünfte fänden <sup>13</sup>) bis hin zu der ›fürsorglichen Herrschaft‹ einer Kolonie über die sie umgebende Nachbarschaft.

Auf ein Beispiel ›fürsorglicher Herrschaft‹ bin ich vor Kurzem eher zufällig gestoßen. Eine Clique – halb familiär verbunden, halb durch langjährige Freundschaften, mit einem klaren Anführer – war nach und nach in eine jener Genossenschaftssiedlungen im Dortmunder Norden gezogen, die durch viele kastenförmige Mehrgeschoss- und Mehrfamilienhäuser geprägt sind. Insbesondere die Männer der Runde begeistern sich für Motorräder, laute Gitarrenmusik und schottische Getränke – und suchten schon länger einen Ort, um zumindest den zwei zuletzt genannten Interessen nachzugehen. Ihnen fiel ein

Streifen von acht Kleingärten in der Siedlung auf, komplett ungenutzt und verwildert. Sie begannen, alle in Maßen handwerklich begabt, einen der Gärten wieder herzurichten, dann einige weitere, schließlich alle. Die lokale Vertreterin der Wohnungsbaugenossenschaft, der die Siedlung gehört, war froh, dass sich jemand kümmerte. Man sprach nicht weiter darüber. Die Laubenkolonie wurde über die Jahre zum Nachbarschaftstreffpunkt, griff gleichsam auf die umgebende Siedlung aus. Die ›Jungs‹ waren bald schon Streitschlichter, kümmerten sich um Ruhestörungen oder legten manchen ungeliebten Nachbarn einen Umzug nahe: Es gebe doch auch andere schöne Siedlungen, in denen sich wohnen ließe. Ein eigentümliches Herrschaftsterritorium war da entstanden, das nicht zuletzt der eigentümlichen Pflege traditioneller Geschlechterverhältnisse diene. Wo denn die Kinder und Frauen seien, fragte ich etwas unbedarft, als ich im Hochsommer einmal zu einer Feierlichkeit eingeladen war. Kurzes Stirnrunzeln. »Die haben hier bei uns Männern nichts zu suchen, ist doch klar!« »Na ja, für Euch vielleicht«, dachte ich, behielt es aber für mich. Die Kinder und Frauen hatten in einer der übrigen Lauben ihren Platz gefunden. Dort blieben dann auch die ganz normalen Sorgen des Alltags. Sie bestimmten die Gespräche zwischen den Frauen. Die Mütter, Omas und älteren Schwestern waren es auch, die aufsprangen, wenn eines der Kinder hingefallen war oder ein Spielzeugauto an den Kopf bekommen hatte. Die Männer blieben davon unbelästigt, wozu nicht zuletzt die Lautstärke der Gitarrenmusik in ›ihrer‹ Laube beitrug, die jedes Kindergeschrei übertönte.

12 Michael Truscello, *Infrastructural Brutalism*. Art and the Necropolitics of Infrastructure, Cambridge 2020, S. 1f. (meine Übersetzung, T.H.).

13 Ein eindrückliches Zeitdokument ist in diesem Zusammenhang der Dokumentarfilm *Thrash Altenessen* von Thomas Schadt aus dem Jahr 1989, in dem er die damals noch recht junge Thrash-Metal-Band *Kreator* porträtiert (auf YouTube verfügbar, Dank an Athanasios Karafilidis für diesen Hinweis). Der heimliche Star des Films ist eine Kleingartensiedlung.

Manche wären derzeit sicher froh über die Option, sich einen Kleingarten anzueignen. Die langen (oder teils sogar geschlossenen) Wartelisten vieler Gartenvereine sprechen eine deutliche Sprache. Manche müssen zudem befürchten, ihre Gärten zugunsten von Stadtentwicklungs- und Wohnungsbauprojekten zu verlieren. Die Kolonien sind zwar ein selbstverständlicher, zugleich aber auch umkämpfter Bestandteil moderner Urbanität.<sup>14</sup> Gerade weil die Aneignungen jedoch insgesamt weitergehen, haben Kleingärten etwas eigentümlich Zeitloses. Nicht nur, dass sich diese Bewegung fortschreibt, weil immer wieder aufs Neue gerade junge Familien in den Lauben eine Option sehen, ihren Stadtwohnungen zumindest zeitweise zu entfliehen. Klickt man sich beispielsweise unter dem Reiter

»Kleingarten« durch das Bildarchiv des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe,<sup>15</sup> dann ist es durchaus verblüffend, dass viele Fotos, die teils jahrzehntealt sind, auch vor wenigen Minuten geschossen worden sein könnten (abgesehen von den dort ebenfalls zu begutachtenden Kleidungsstilen). Die grundsätzliche Gestalt der Gärten änderte sich bei aller Individualität über die Jahrzehnte hin kaum. Kreativität und Kindheitsglück sind ebenso prägende Aspekte wie ein mitunter recht starkes Maß sozialer Kontrolle. Kleingärten sind letztlich ein Emblem der Moderne, deren Dramaturgie Goffman umrissen hat. Sie dauert fort in sozialen Regulationen, durch die Menschen gezwungen sind, sich einander in Rollen zu begegnen, die sie individuell ausgestalten müssen.

*Thomas Hoebel, Soziologe, ist Wissenschaftler am Hamburger Institut für Sozialforschung. [thomas.hoebel@his-online.de](mailto:thomas.hoebel@his-online.de)*

<sup>14</sup> Nicola Thomas, »Urbane Kleingärten im Fokus von Stadtentwicklung. Übersetzungen eines mehrschichtigen Stadtraumes«, in: *Suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 8 (2020), 1–2, S. 11–34; dies. / Patrick Oehler / Matthias Drilling, »The Power of the Many. The Fight for Allotment Gardens in Basel, Switzerland«, in: *Nordic Journal of Architectural Research* 28 (2017), 3, S. 97–116.

<sup>15</sup> <https://www.lwl.org/marsLWL/de/instance/ko/Kleingarten.xhtml?oid=4891> [9. 3. 2022].